



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Aristokratie und Demokratie im polnischen Adel : aus Lemberg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es für Preußen nur ein Mittel, und das heißt, Preußen an die Stelle von Deutschland setzen, mit andern Worten, Preußen so stark und kräftig machen, daß es wieder wird, was es zu Friedrich des Großen Zeit war, der Beschützer der schwächeren deutschen Staaten, die leitende Macht im Herzen Europa's, welche der Zukunft vertrauen kann, weil sie die Gegenwart begreift.

Die Aristokratie und Demokratie im polnischen Adel.

Aus Lemberg.

Die republikanischen Schweizer sind die Leibwache absoluter Herren geworden, und die Aristokraten-Polen gönnen ihre Dienste der Demokratie, und dienen ihr treulich im Ständesaale wie auf den Barricaden und im Felde. Auf dem Wiener Reichstage saßen die polnischen Edelleute auf der äußersten demokratischen Linken, während ihre plebejischen Landsleute, die galizischen Bauern, Demokraten von Geburt, auf der Rechten Platz nahmen. In der Berliner Nationalversammlung stimmten die altadeligen Abgeordneten aus dem Posen'schen mit den radicalen, bürgerlichen Journalisten und Advocaten gegen ihre Standesgenossen, die Junker und Rittergutsbesitzer aus der Mark, aus Pommern, Westphalen und Schlesien, und wo es nur Barricaden gab, da fand man die eleganten Cavaliere neben zerlumpten Proletariern und unheimlichen Bassermann'schen „Gestalten“, während sie zugleich die größeren Insurrectionen mit geübten Officieren und kriegsfundigen Condottieri versahen.

Von diesem revolutionären Treiben der Polen ist oft genug die Rede gewesen, und nächst den Juden und den deutschen Professoren hat man vielleicht keiner Volksklasse ihren Antheil an den Bewegungen so übel genommen als dem polnischen Adel.

Die Allianz dieses letztern mit der europäischen Revolution datirt indessen schon aus einer frühen Zeit. Die erste Theilung Polens geschah nicht lange vor dem Ausbruche der französischen Revolution, und die beiden folgenden fielen fast mit den Kriegen zusammen, welche die theilenden Mächte gegen die französische Republik führten. Die französische Demokratie und die polnische Aristokratie hatten demnach an Rußland, Oestreich und Preußen gemeinschaftliche Feinde. Dies knüpfte zwischen beiden ein Bündniß, trotz den entgegengesetzten politischen Principien. Die Polen erwarteten von den Siegen der republikanischen Gleichmacher eine Wiederherstellung der Adels Herrschaft in Polen, wie die französischen Royalisten von den Fortschritten der Coalition eine Restauration der Monarchie in Frankreich erwarteten. Legionen ausgewanderter Polen kämpften daher in den See-

der französischen Republik und des Kaiserreiches, so wie früher französische Emigrantencorps sich den preussischen und österreichischen Invasions-Armeen gegen Frankreich angeschlossen hatten.

Nach der großen Restauration im Jahre 1814 waren es wieder die Mächte, welche Polen getheilt hatten, die sich am entschiedensten der demokratischen Bewegung entgegenstellten, und die Solidarität der Interessen zwischen dem polnischen Adel und der europäischen Demokratie dauerte demnach fort. Die französische Julirevolution rief daher auch den polnischen Aufstand vom Jahre 1830 hervor, der wieder jener eine sehr gelegene Diverſion machte, und vielleicht eine russische Intervention zu Gunsten der älteren Bourbonen verhinderte.

Diese Mesalliance des polnischen Adels mit der Demokratie und der Revolution hat zwischen ihm und seinen gewöhnlich sehr conservativen Standesgenossen in anderen Ländern eine gewisse Kälte hervorgerufen. Dagegen verdankt er ihr aber ein Capital an liberalen Sympathien.

Aber der polnische Adel ist auch außerdem seiner großen Mehrheit nach wirklich demokratisch. Von Tiberius Gracchus bis auf Philipp Egalité herab fehlt es, wo immer gegen Adelsvorrechte gekämpft wurde, nie an Ueberläufern aus dem patricischen ins plebejische Lager. Aber in Polen giebt es nicht blos adelige Demokraten, sondern einen demokratischen Adel, oder vielmehr die Demokratie selbst ist adelig, und ihre Grundsätze gehören beinahe zu den Standesvorurtheilen.

Denn die Worte Aristokratie und Demokratie haben hier einen ganz andern Sinn als in Westeuropa. Dort handelt es sich um einen Kampf zwischen dem Erbadel und den anderen Ständen; dort kämpft die Demokratie, die vorzüglich im Bürgerstande ihre Wurzeln hat, zumeist gegen die politischen und socialen Prærogative. Der deutsche Bürgerstand steht in natürlicher Opposition zu dem Adel, der ihm gegenüber noch immer eine Ueberlegenheit behaupten will, die dem veränderten gegenseitigen Verhältnisse nicht mehr entspricht, und eine bevorzugte Stellung factisch festzuhalten strebt, die er rechtlich bereits verloren hat. Diese bürgerliche Opposition richtet sich aber zunächst gegen die dem Volke am nächsten stehenden Schichten der Aristokratie, den niedern Adel. Gerade dieser hat am wenigsten Etwas vor dem Bürger voraus, seine Ansprüche erscheinen daher auch am wenigsten gerechtfertigt, und darum sein Stolz um so verletzender. Dazu kommt noch, daß eben diesen Adel seine Standesvorurtheile hindern, sich vielen nützlichen Beschäftigungen hinzugeben, so daß die zahlreichen Verarmten und Herabgekommenen unter ihnen alle das Staatsbrod suchen müssen. Diese erscheinen dann dem fleißigen Bürger als eine wahre Last, und die wahre oder vermeintliche Bevorzugung derselben im Staatsdienste wird ein stets neues Motiv des Hasses und der Erbitterung.

Der hohe Adel dagegen ist im Westen im Allgemeinen weit weniger unpopulair. Der Reichthum dieser Geschlechter, wie die historischen Namen, die sie

führen, scheinen gewissermaßen ihre Ansprüche zu rechtfertigen. Auch treten diese, vielleicht eben weil sie vom Volke weniger bestritten werden, gewöhnlich unter milderen, für den Nichtadeligen weniger verlegenden Formen hervor, als bei den Junkern. Für den politisch Gebildeten kommt dann noch in Betracht, daß man in dem hohen Adel die Elemente einer künftigen Patrie zu finden hofft, deren Werth für den constitutionellen Staat man an dem Beispiele Englands ermessen gelernt hat, während der niedere Adel in der Beziehung völlig bedeutungslos erscheint. Der hohe Adel erscheint daher als eine politische Institution, der niedere als eine sociale Anomalie. Wo daher in Deutschland der Adel angegriffen oder lächerlich gemacht wird, ist es nicht so sehr die Exklusivität der grands-seigneurs, als vielmehr der Bauernstolz und die Ummassung der Krautjunker, gegen welche sich der Spott und die Satyre richten. Die einfachen Herren „von“, die Ritter und Freiherren, und in manchen Ländern noch die zahlreichen armen Grafen, nicht aber die Standesherrn und Fürsten sitzen Modell zu den Caricaturen, welche so häufig in Romanen und Komödien vom Adel entworfen werden.

Anders ist es dagegen in Polen. Hier ist der große nichtadelige Theil des Volkes eigentlich noch gar nicht auf den Schauplatz getreten; der Bauer hat zu Zeiten seinem Haß gegen den Adel auf eine furchtbare Weise Luft gemacht, aber das war ein Ausbruch instinctiven Machegefühls, nicht eine bewußte politische That. Er erschlug den Gutsherrn, der ihn so oft geschlagen, und plünderte dessen Schloß, weil er so lange für ihn umsonst gearbeitet hatte; aber ein Kampf gegen die Aristokratie war das nicht. Dazu gehört, wie in Deutschland, ein Bürgerstand, der sich an Reichthum und Bildung mit dem Adel messen kann, der sich ihm gleich fühlt; einen solchen aber giebt es bei uns nicht. Fabriken und größere gewerbliche Etablissements sind nur sehr wenige, zumeist in den Händen von Fremden; der Handel ist fast ausschließlich Kleinhandel, Grundbesitz aber ist in den Händen des Adels. Die wenigen reichgewordenen Gewerbsleute können sich noch lange nicht messen mit den Gutsbesitzern. Hier giebt es noch keine haute finance oder haute banque. Die prächtigsten Equipagen vor dem Theater gehören noch dem Adel allein, und die elegantesten Toiletten auf den Bällen zeigen nur seine Frauen und Töchter. Eben so ist er hier noch vorzugsweise der Träger der Bildung. Die ernste Wissenschaft, die schöne Literatur und die politische Journalistik werden vorzüglich von ihm cultivirt. Ja die gesammte polnische Literatur ist fast ganz das Product seiner Thätigkeit. In dieser Beziehung ist seine Stellung fast eine entgegengesetzte wie die des deutschen Adels. Während dort den Facultätsstudien und den sogenannten gelehrten Berufsarten sich vorzüglich Bürgerliche zuwenden, werden sie hier zumeist von dem niedern Adel betrieben. Der Szlachcic ist Advocat, Journalist, Schriftsteller, Professor u. s. w., er repräsentirt den Besitz und die Intelligenz. Die Stellung des Adels ist daher hier noch eine sehr feste, noch gar nicht angegriffene, aber der

Kampf zwischen Aristokraten und Demokraten findet innerhalb des Adels selbst statt: die Aristokraten sind der hohe, die Demokraten der niedere Adel.

Der alten polnischen Verfassung war dieser Unterschied völlig fremd. Es bestand grundgesetzlich nur einerlei Adel: Szlachta. Selbst die Titel, mit denen man in anderen Ländern die verschiedenen Adelsgrade bezeichnete, wie Graf, Baron und dergl., waren hier nicht gebräuchlich, und zu Zeiten war es sogar verboten sie zu führen; die einzige für Alle gleiche Bezeichnung war Edelmann, Szlachcic. Das Lehenswesen mit seinem complicirten System von Ueber- und Unterordnung und gegenseitiger Abhängigkeit zwischen Lehensherren-Vasallen und Aftervasallen bestand hier ebenfalls nicht. Der ganze Besitz des Adels war Allodium, jeder Besitzer von dem andern völlig unabhängig, und nur dem Staate verpflichtet. Vor dem Gesetze waren alle Edelleute völlig gleich, der geringste Landjunker wie der mächtigste Magnat: Szlachcic na zagrodzie, hieß es, równy wojewodzie. Der Edelmann auf seinem Acker ist so gut als ein Wojewode. Jeder von ihnen konnte zum Könige gewählt werden, und der König selbst war nur der Erste unter den Gleichen. Alle Edelleute sollten einander gleichsam als Brüder betrachten, und man nannte sie auch gewöhnlich Szlachta bracia.

Die polnischen Geschichtschreiber pflegen daher gern die ehemalige Verfassung ihres Vaterlandes, die dem Ausländer als eine aristokratische erscheint, höchst eigenthümlich als eine Adelsdemokratie, gmivowladetwo szlacheckie, zu bezeichnen, und dies ist auch ziemlich richtig. Es war wirklich eine Demokratie, denn alle Staatsbürger nahmen Theil an der Regierung und Verwaltung. Aber Staatsbürger war nur der Edelmann. Nur er konnte Landgüter erwerben und Aemter bekleiden. In den Reichstagen war fast ausschließlich nur er allein vertreten, und nur für ihn galten die Landesgesetze. Die große Masse des Volkes, die Bauern, waren völlig rechtlose Seloten, sie waren Sachen, mancipia, und keine Personen. Die Bürger aber in den wenig zahlreichen größeren Städten wurden als Fremdlinge betrachtet, was sie ursprünglich auch gewesen waren, und die Städte waren gewissermaßen kleine Republiken in der Republik, sie hatten ihr eigenes sächsisches Recht, und die Appellationen gingen außer Landes, z. B. nach Magdeburg. Eine ähnliche, wenn gleich minder begünstigte Stellung hatten die überall im Lande zerstreuten Juden. Auch sie hatten in den meisten Fällen für Streitigkeiten unter einander ihre eigenen jüdischen Richter, die nach der Bibel und dem Talmud Recht sprachen. Das polnische Recht aber galt nur für den eigentlichen Staatsbürger, für den Edelmann. Die Verfassung der Republik hatte in dieser Beziehung die größte Aehnlichkeit mit den Demokratien des Alterthums, wie dort die Freiheit und Gleichheit der Bürger über die Masse der arbeitenden Sklaven erbaut war, so beruhte hier die Freiheit und Gleichheit des Adels auf Leibeigenschaft der Bauern.

Aber freilich, mit dieser verfassungsmäßigen Freiheit, Gleichheit und Brüder-

lichkeit des Adels hatte es in der Praxis gute Wege. Viele Familien waren im Laufe der Zeit zu Macht und Reichthum gelangt, während auf der andern Seite viele Edelleute verarmt waren. Der Abstand zwischen diesen Optimaten und der Masse des übrigen Adels ward immer weiter, und nach und nach sonderten sich die Ersteren als Magnaten oder Herren panowie von dem niedern Adel oder der Schlachta schlechtweg. Die Herren, panowie, oder wie man sie ebenfalls nannte, die älteren Brüder bracia starsza, unterhielten zahlreiches bewaffnetes Gefolge, und erlaubten sich häufig Gewaltthätigkeiten nicht nur gegen Bauern und Juden, sondern auch gegen den niedern Adel, oder die jüngeren Brüder, bracia mlodsza. Der Staat gewährte dagegen keinen ausreichenden Schutz. Die vollziehende Gewalt war in Polen nicht kräftiger organisiert als weiland in heiligen römischen Reich. Gegen Große und Mächtige hielt es schwer, Gerechtigkeit zu erlangen. Wenn man schon den Spruch eines Tribunals für sich hatte, so stockte die Execution. Wenn ein Mächtiger sich nicht fügen wollte, so gab es nicht selten eine kleine Fehde ab, und der Sieg blieb nicht immer auf Seite des Gesezes.

Diese Zustände hörten in Polen nie ganz auf, und das Faustrecht behielt bis in die letzten Zeiten der Republik noch ziemliche Geltung.

In Deutschland war die Zeit des Faustrechts für den niedern Adel das goldene Zeitalter. Die deutschen Ritter erhoben an der Landstraße von dem Bürger manchen Ballen oder Sack als Schutz Zoll in Natura; sie waren damals noch keine Freihändler, wie ihre Nachkommen von heute, die reichen Junker von Pommern und Mecklenburg. Wenn dann die Städter Klage führten wegen Raub und Landfriedensbruch, so hatten die Ritter ihre festen Schlösser auf Berg und Fels; da fragten sie wenig nach Citationen und Decreten. Ja selbst ihren mächtigen Lehensherren und sogar gegen Kaiser und Reich konnten sie eine Zeit lang trogen in ihren Nestern.

Die polnische Schlachta hatte es lange nicht so gut. In unsrem flachen Lande, wo es viel weniger von Natur feste oder leicht zu befestigende Punkte giebt, als in Deutschland, wo auch ein guter Baustein seltener und theurer ist als dort, waren feste Burgen und Schlösser schon eine Art von Luxus, zu dem nur reiche Magnaten gelangen konnten. Diese waren daher auch gewaltig im Lande; die arme Schlachta hingegen wohnte in hölzernen Häusern, und konnte, obgleich sie reichsunmittelbar war, nicht so trotzig auftreten. Sie war eben so häufig gejagtes Wild als Jäger, und gab eben so oft den Ambos als den Hammer ab. Und die Herren verfuhrn oft sehr unbrüderlich gegen die jüngeren Brüder. Es kommen empörende Fälle vor von Bedrückung und Mißhandlung, und die Sage weiß viel darüber zu erzählen.

So z. B. soll einmal ein Herr, wenn ich nicht irre, ein Radziwill, einen Schlachiz, der ihm ein Grundstück nicht abtreten wollte, durch viele Jahre in einem Keller seines Schlosses gefangen gehalten haben. Der Arme war als junger Mann einge-

sperret worden, aber er war bereits alt und grau, als es dem Herrn einfiel, Gnade zu üben und ihn freizulassen. Dafür hatte er sich natürlich zu bedanken, und er that es auch, aber er weigerte sich, bevor er zur Audienz ging, wie es die Schicklichkeit erforderte, sich erst den langen Bart abnehmen zu lassen, der ihm im Kerker gewachsen war. Es sollte ein stiller Vorwurf sein über die ersttene lange Gefangenschaft. Dies aber nahm der große Herr übel. Er trat hinzu, griff dem Schlachziz an den langen, weißen Bart, und meinte, der Bart sei noch nicht lang genug, man müsse ihn noch ein Paar Jahre wachsen lassen, und der Unglückliche wurde zurückgeführt in sein Gefängniß.

Solche und ähnliche Erzählungen von Uebermuth der Mächtigen und Bedrückung der Schwachen kann man aus dem Mittelalter wol überall hören, aber das Charakteristische ist, daß in den polnischen fast immer der niedere Adel den leidenden Theil abgiebt. Denn was den Bauern geschah, war des Erzählens nicht werth und verstand sich von selbst.

Die Führer in den Kosakenaufständen waren zum Theil solche von den Magnaten gekränkte Edelleute, die am Vaterlande Rache nahmen, weil sie in der freien Adelsrepublik kein Recht und keinen Schutz finden konnten gegen Uebermacht und Gewaltthätigkeit.

So bildete sich denn der Gegensatz aus zwischen hohem und niederem Adel, und aus der ursprünglich gleichen Schlachta sonderte sich eine Magnatenaristokratie, die mit jener durchaus nicht in Freundschaft lebte. Der Magnat verachtete den Schlachziz, und der Schlachziz haßte und beneidete den Magnaten; die laze Handhabung der Polizei in der alten Republik gab beiden Raum, ihre Händel auszufechten.

Auch in Deutschland gab es eine Zeit, wo der niedere Adel eine ähnliche oppositionelle Stellung gegen den hohen einnahm; zu den Zeiten Sickingen's standen die Ritter gegen die Fürsten und Herren. Aber in Deutschland waren der hohe und niedere Adel schon ursprünglich nicht gleich gewesen. Die deutschen Fürsten waren Magnaten von Rechts wegen, sie usurpirten blos die Souverainetät, und die Ritter, die sie bekämpften, stritten bereits gegen die Anfänge der Kleinstaaterei.

Die Fürsten haben gestegt und sind souverain geworden, der niedere Adel aber hat seine Bedeutung verloren, und hat endlich seine Opposition ganz aufgegeben. Jetzt ist es der Bürgerstand, der den Kampf gegen den Particularismus übernommen hat. Bürgerliche Professoren und Advocaten wollten in Frankfurt einen Kaiser machen, und Könige und Herzöge mediatisiren. Die Ritter aber sind treue Diener der Fürsten, Hofmarschälle und Kammerjunker geworden, und halten jetzt große Stücke auf Stammeseigenthümlichkeit, auf die Mannichfaltigkeit in der Einheit u. dergl.

In Polen hingegen haben die Junker ihre Opposition nicht aufgegeben,

die hiesigen Kleist-Netzow und Bismark-Schönhausen sind Demokraten geblieben. Die Kämpfe und Reibungen zwischen ihnen und den Magnaten dauerten fort bis zum Uebergange der Republik, und bei jedem Versuche des Volkes, seine Selbstständigkeit wieder zu erringen, leben sie wieder auf. Ja selbst ins Exil nahmen die verbannten und flüchtigen Polen den heimischen Zwist hinüber, und man unterscheidet noch in der Emigration eine aristokratische und demokratische Partei. Jede von diesen beschuldigt die andere, den Uebergang des Staates herbeigeführt zu haben, und gewissermaßen haben beide Recht.

Der Fehler der polnischen Verfassung und die Schwäche der Republik lag in der ungehörigen Mischung von Aristokratie und Demokratie. Sie war im Wesen aristokratisch, denn den Staat bildete eine bevorzugte Kaste; aber die Art und Weise, wie die Regierungsmaschine arbeitete und der äußere Apparat dazu war demokratisch. Die Staatsgeschäfte wurden weniger im Cabinette und im stillen Rathsaale, als auf offenem Markte abgemacht. Es gab große und kleine Comitien, eine Art von Reichs- und Landtagen, Seymiz und Seymiki, da ging es ziemlich laut her, da kamen die Edelleute zusammen, hielten Reden, lärmten, tobten, riefen nie *pozwalam* (veto), fingen Händel an, zogen die Säbel, schlugen sich die Köpfe blutig, und veröhnten sich dann wieder.

Auch hierin hatte die polnische Adelsrepublik einige Aehnlichkeit mit der Demokratie des Alterthums, nur war bei uns der Bürger Kleon, der das große Wort führte, seinem Handwerk nach kein Gerber, sondern ein Landjunker, und trug statt des Chiton einen Konturz oder Wolfspelz.

Unsre Republik hatte daher die Schwächen sowol der Aristokratie, als der Demokratie, ohne die Vorzüge dieser beiden Regierungsformen. Statt der bedächtigen Weisheit und der Stätigkeit der politischen Tradition, welche die rein aristokratischen Regierungen auszeichnet, zeigte sich hier das schwankende, dilettantenhafte, von momentanen Einflüssen bewegte Treiben, wie es der Politik der Demokratien eigen ist. Denn die zahlreichen kleinen Edelleute, obwol einzeln schwach und von den Magnaten bedrückt, waren doch mächtig als Corporation; und dieser turbulente adelige Demos machte seinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte geltend mit all seinem Ungestüm, seiner Incösequenz und seinen wechselnden Launen. Zugleich aber fehlte es an der soliden unverwüßlichen Kraft, welche die alle Schichten des Volkes durchdringende Vaterlandsliebe wie echte Demokratie verleiht. Wol schlug sich auch der Bauer, vom Gutsherrn geführt, tapfer gegen den Feind, aber er that es nur aus Gehorsam, nicht aus Patriotismus, und er schlägt sich jetzt als östreichischer oder preußischer Soldat eben so gut gegen den Edelmann.

Möglich, daß sich diese Verhältnisse, wenn der Republik eine längere Lebensdauer beschieden gewesen wäre, zweckmäßiger gestaltet hätten; aber durch die Theilung des Landes wurde der natürliche Bildungsproceß gewaltsam unterbrochen, und

die Tendenzen und Bestrebungen, welche damals das Staatsleben bewegten und die Parteien theilten, erscheinen jetzt in den Ansichten und Meinungen der Epigonen zu unzerstörbaren Vorurtheilen versteinert.

In der Vorstellung des polnischen Demokraten ist das Ideal eines Staates noch immer eine Adelsrepublik mit unbeschränkter Freiheit und Gleichheit der ganzen Schlachta. Seine Demokratie ist noch immer nichts Anderes als Adelsdemokratie. Es handelt sich dabei bloß um die Gleichstellung des niedern Adels mit dem höhern. Die Einbildung des letztern auf den Vorzug der Geburt, meinen die Demokraten, sei ein lächerliches Vorurtheil. Vor Gott gebe es gar keinen Unterschied zwischen hohem und niederem Adel, der geringste Schlachziz sei so gut, als der mächtigste Magnat. Adam, von dem wir Alle abstammen, sei weder Castellan noch Wojewode gewesen, sondern ein schlichter Landedelmann, der im Paradiese ein kleines Gütchen hatte. Die Erzväter, Jesus Christus und die Apostel gehörten ebenfalls nicht dem Herrenstande, sondern dem niedern Adel an. Das Magnatenthum sei eine arge Usurpation. Von Rechts wegen sollten alle Edelleute gleich sein unter einander und sich gegenseitig wie Brüder betrachten. Der dritte Stand aber, der Bürger und Bauer, werden von dieser Demokratie eben so wenig berücksichtigt, als anderwärts von der excludirtesten Aristokratie. Ja selbst die am weitesten vorgeschrittenen Parteien der äußersten Linken nehmen in ihren Systemen und Theorien nur auf den Adel Rücksicht, und sogar der Socialismus und Communismus werden von ihren hiesigen Jüngern als Adelssocialismus oder Adelscommunismus aufgefaßt. Das Problem, um dessen Lösung es sich handelt, ist ihnen nicht die gleiche Vertheilung des Vermögens und die Aufhebung oder Milderung des Contrastes zwischen großem Reichthum und äußerster Armuth im Allgemeinen, sondern bloß die Hebung der Ungleichheit des Besitzes unter dem Adel. Ein Edelmann habe viele Herrschaften und Hunderte von Bauern, ein anderer nur wenige Hufen Landes mit ein Paar Unterthanen; darum sollte der Staat alle Güter und alle Bauern unter den gesammten Adel gleich vertheilen, oder das Land und die Bauern sollten gemeinschaftliches Eigenthum sein, und daraus jeder Schlachziz erhalten *selon sa capacité et selon ses oeuvres*. Es versteht sich, daß dies nicht so geradezu ausgesprochen wird, aber die Meisten, die hier für Socialismus schwärmen, stellen sich das Ding ungefähr so vor.

Diese ausschließliche Berücksichtigung des Adels von Seiten der polnischen Demokratie läßt sich an die verschiedensten scheinbar ganz zufälligen Erscheinungen in Sprache, Literatur und Sitte bis zu unbedeutenden Kleinigkeiten herab nachweisen.

So z. B. gleich ein sprachliches Curiosum. Deutsche und französische Republikaner pflegen einander mit Bürger, citoyen, zu tituliren, sie sagen Bürger General, Bürger Geschworne u. s. w. Der Pole gebraucht in seinem republikanischen Style dafür das Wort *obywatel*. Diese Benennungen kommen insofern

überein, als sie alle den Begriff Staatsbürger bezeichnen. Aber das deutsche Bürger hat zunächst eigentlich die Bedeutung von Stadtbürger, und ebenso citoyen von cité, ja das deutsche Wort drückt in der adjectiven Form, bürgerlich, sogar den Gegensatz zu adelig aus. Im polnischen obywatel hingegen ist diese Hinweisung auf Stadt und Städtisches nicht enthalten, sondern es heißt vielmehr im gemeinen Leben obywatel so viel als Edelmann, Gutsbesitzer.

Die polnische Belletristik ist ebenfalls eine ausschließlich adelige, und zwar nicht bloß subjectiv, sondern auch objectiv, wenn man sich so ausdrücken darf. Nicht nur die Autoren sind Edelleute, sondern es wird in Romanen und Dramen auch fast nur das Leben und Treiben des Adels geschildert, und dadurch unterscheidet sich die polnische schöne Literatur auffallend von der deutschen. In Deutschland und überhaupt bei den westlichen Völkern Europa's hat die bürgerliche und politische Gleichstellung der verschiedenen Stände schon lange auch eine epische und dramatische Emancipation des tiers-état zu Wege gebracht. Wie alle Bürger vor dem Gesetze, so sind auch alle Helden und Heldinnen vor dem Romandichter und Romanleser völlig gleich. In Romanen und Dramen sind daher alle Stände und Volksklassen ziemlich gleichmäßig vertreten, von den vornehmen blasirten Grafen und Gräfinnen in den Novellen aristokratischer Blaustrümpfe bis zu den derben Burshen und Mädchen der Dorfgeschichten und den tugendhaften Arbeitern und Gesellen der neu-modischen Proletarierromane herab. In Polen hingegen findet man in der schönen Literatur keine so gemischte Gesellschaft. Romanfähig ist hier in der Regel nur guter alter Adel. Die treuen und die treulosen Liebhaber, die eiferfüchtigen und die nachsichtigen Ehemänner, die strengen und die zärtlichen Väter, wie die Mädchen die ver- und entführt werden, die schönen und die häßlichen, die guten und die bösen Frauen, die ihre Männer glücklich oder unglücklich machen, sind alle von guter Familie; Bürgerlichen oder gar Bauern ist es nicht gestattet, uns durch ihre tragischen und komischen Schicksale zu rühren oder zu unterhalten. Das sind, wie ehemals das Recht Landgüter zu besitzen und Staatsämter zu bekleiden, noch immer Privilegien der Edelleute, „qui gaudent paritate juris atque poenae“, wie die polnischen Juristen sagen.

Aber in diesem adeligen Kränzchen stehen sich wieder streng von einander gesondert der hohe und niedere Adel, Herren und Ritter, panowie und szlachta gegenüber. Der Abstand zwischen beiden ist gerade so weit, und wirkt als dramatisches oder episches Motiv eben so wie anderwärts der Abstand zwischen dem vornehmen Adel und dem Bürgerstande. Der Umstand, daß der Liebhaber dem hohen und die Heldin dem niedern Adel angehört, oder umgekehrt, bringt genau dieselben Schwierigkeiten hervor, wie eine Liebchaft zwischen Bürgerlichen und Adelligen in dem ältern deutschen Drama. Eine Verbindung zwischen einem Magnaten und einer Szlachcianka (Fräulein vom niedern Adel) oder zwischen einem

Schlachziz und der Tochter eines Magnaten kann in der Regel nicht vor dem fünften Acte im Drama oder dem dritten Bande im Roman stattfinden, und der Poet hat mit dem Zustandebringen derselben eben so viel und noch mehr Noth, als ein deutscher Dichter vor funfzig Jahren mit seinen Mesalliancen.

Das Vorherrschende der demokratischen Richtung bei den meisten belletristischen Autoren äußert sich hierbei vorzüglich dadurch, daß sich im Ganzen in den Charakterschilderungen eine gewisse Vorliebe für den niedern Adel und eine Parteilichkeit zu Gunsten desselben gegenüber dem höhern kund giebt. Man hat zwar darüber noch keine genauen statistischen Tabellen, aber man kann annehmen, daß in polnischen Romanen im Durchschnitte auf drei edle Landjunker kaum ein leidlich tugendhafter grand-seigneur kommt. Ein besonders oft wiederkehrender Charakter ist der Schlachziz, wie er sein soll. Ein alter Landedelmann, lebt er auf seinem Gute schlecht und recht, wirthschaftet jedoch, ohne Geld zu sparen, ist gastfrei, höflich, tapfer, gutmüthig, liebt das Vaterland und die gute alte Zeit, und kann das neue fremdländische Wesen nicht leiden. Ihm gegenüber steht dann als Contrast der übermüthige Magnat. Der ist viel zu lange im Auslande geblieben, spricht allzu gut französisch und verachtet die heimische Sprache und Sitte. Dann und wann entgeht freilich auch die Schlachta nicht der Censur. Aber das geschieht fast nur, wenn der Schlachziz aus seiner eigentlichen Stellung hinausgehen und den Magnaten spielen will. Dann erscheint er ungefähr in der Rolle des bourgeois-gentilhomme oder, wie man hier zu Lande sagt, als chory na pana, das heißt als Einer, der an der Herrnsucht leidet, öfft den hohen Adel äußerst plump nach, und wird höchst lächerlich.

In neuester Zeit hat man, wie überall, auch hier angefangen, nach französischem Muster sociale Tendenzromane zu arbeiten. Für dieses Genre reicht nur das adelige Personal der einheimischen Romantik nicht aus, Fabriken aber und Arbeiter im beschränkten modernen Sinn giebt es keine; man mußte daher zu Surrogaten seine Zuflucht nehmen, substituirte gewöhnliche Handwerker, Schneider und Schuster statt der Fabrikarbeiter, und gab ihnen die Rolle der Proletarier. Man machte sie arm, krank und elend, bescheerte ihnen zahlreiche Familien und schmalen Verdienst, viele Schulden und harte Gläubiger, ließ sie hungern und frieren, kurz man sparte nichts an Noth und Jammer, und konnte doch mit den Franzosen nicht Concurrnz halten. Denn in den Erzeugnissen Jener zeigte sich der Pauperismus etwas als Product der ökonomischen Entwicklung, der Herrschaft des Capitals, der Concurrnz der Maschine u. s. w. Die philanthropischen Poeten hatten daher gute Gelegenheit, auf die socialistischen Mittel hinzuweisen, mit welchen ihrer Meinung nach den geschilderten Uebeln abzuhelfen ist; sie konnten an passenden Stellen vom Rechte auf Arbeit, vom Principe der Association im Gegensatz zu dem der Concurrnz von Volksbanken und Nationalwerkstätten sprechen, und was dergleichen Dinge mehr sind. In den

polnischen Nachbildungen hingegen zeigt sich die Armuth immer nur im Einzelnen als etwas Zufälliges. Der ehrliche Schneider- oder Schustermeister ist verarmt, weil er bestohlen worden, oder weil ihm sein Haus abgebrannt ist. Das ist ein Unglück, die Gesellschaft aber und ihre Institutionen sind daran ganz unschuldig, und um dem guten Mann zu helfen, bedarf es keiner Radicalreform derselben und keiner Organisation der Arbeit auf einer neuen Grundlage; eine kleine Collecte oder ein Treffer in der Lotterie ist vollkommen ausreichend. Es fehlte daher den traurigen Geschichten die rechte Tendenz, und die eigentliche Tendenz fiel beinahe aus der Erzählung heraus.

Und doch hatte man hier ein großes sociales Uebel bei der Hand, und brauchte nur hineinzugreifen, um Stoff zu vielen Bänden von Tendenzromanen zu gewinnen, nämlich das Unterthanenverhältniß mit seinen traurigen Folgen und mit allen Mißbräuchen, zu denen es Anlaß giebt.

Da hatte man ja, was die Socialisten Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nennen, in einer viel reinern und primitivern Form, als im Verhältnisse zwischen dem Fabrikanten und dem Arbeiter. Was ist die Abhängigkeit des industriellen Arbeiters von seinem Arbeitsgeber gegen die Abhängigkeit des robothpflichtigen Bauers von seiner Gutsherrschaft? Auch war hier das Uebel ein solches, welches offenbar blos in den Institutionen lag, und somit ganz gewiß durch die Gesetzgebung beseitigt werden konnte, was doch bei dem Pauperismus zum mindesten sehr problematisch ist. Und dennoch findet man nicht, daß dieser Stoff gehörig benutzt worden wäre; die Poeten ließen sich von der Gesetzgebung zuvorkommen, und das Unterthansverhältniß wurde aufgehoben, bevor sie daran gedacht hatten, es ästhetisch auszubeuten. Worin liegt die Ursache? Ist etwa der dem Volke mangelnde industrielle Geist daran schuld, daß man seine heimischen Verhältnisse und Zustände nicht poetisch verarbeiten kann, wie man auch sonst seine Rohstoffe nicht zu veredeln weiß? Das wäre möglich. In der That aber vermied man dieses Thema geflissentlich, weil man die Noth der Bauern nicht grell schildern konnte, ohne daß der Edelmann in der Rolle des Drängers erschienen wäre; und das vertrüge sich schlecht mit den Sympathien der schreibenden Demokraten für den niedern Adel. Wir wollen daraus Niemand einen Vorwurf machen, hier zu Lande sind die demokratischen Autoren einmal Junker und Gutsbesitzer; — aber wir constatiren ein Factum.

Es fehlt hier durchgängig an Mitgefühl und Verständniß für die Lage des Bauers. Ein Gutsherr, der zur Erntezeit nicht genug Arbeiter aufreiben kann, ist in den Augen der Meisten weit eher ein Gegenstand des Bedauerns, als ein Bauer, der drei Tage in der Woche robothen muß. Das Recht auf Arbeit, von dem die Socialisten reden, faßt man hier eher, als das Recht des Arbeitgebers auf die Leistungen des Arbeiters auf, und als Organisation derselben sähe man am

liebsten die Festsetzung eines Maximum des Tagelöhners, um den Gutsbesitzer gegen die übertriebenen Ansprüche der Feldarbeiter zu schützen.

So verschieden ist die polnische Demokratie und der polnische Radicalismus von dem, was man in Westeuropa unter diesen Benennungen versteht. In Polen begreift man noch so ziemlich den Westen, und hat auch nichts dagegen, daß dort die Freiheit und Gleichheit sich auch auf Bürger und Bauern erstrecke. Die deutschen und französischen Demokraten aber ahnen kaum, zu welchen keckerischen Irrlehren sich ihre vermeintlichen Glaubensgenossen in Polen bekennen, und ihre Sympathien für dieselben beruhen zum großen Theile auf einem argen Mißverständnis.

W o c h e n s c h a u.

Dramaturgische Miscelle. Die Leipziger Aufführung des Herz'schen Drama's: König Rene's Tochter, veranlaßt uns zu einigen Bemerkungen. Ueber die Fehler dieses Stückes ist die deutsche Kritik wol einig. Einmal ist die körperliche Infirmität ein ungeeigneter Gegenstand für das Drama, wie das Börne bei seiner Recension über Houwald's „Bild“ vollkommen richtig auseinandergesetzt hat. Sodann ist es in unsrer Zeit, wo bis zu einem gewissen Umfang die medicinische Kenntniß sich über alle Kreise verbreitet hat, unerlaubt, eine Cur bewerkstelligen zu lassen, an die Niemand mehr glaubt. Daß die Blindheit durch thierischen Magnetismus, durch Liebe, durch Nachdenken und durch astrologische Amulette geheilt wird, lassen wir uns nicht mehr einreden, am wenigsten in einem Stück, welches durchaus den Charakter des pragmatischen Verstandes an sich trägt. Die ganze Anlage ist nämlich nicht aus dem Gefühl oder der Phantasie, sondern aus dem calculirenden Verstand hervorgegangen. Das Problem, wie eine Blinde spricht und sich benimmt, der man es sorgfältig verheimlicht hat, daß ihrer Sinnesthätigkeit etwas fehlt, kann nur durch Reflexion gelöst werden, und reflectirt ist die ganze Art und Weise ihres Denkens und Empfindens, die sorgfältig vor jeder Auspielung auf den Sinn des Gesichts behütet wird. Die Aufgabe hat etwas Aehnliches mit jenem bekannten Spiel, wo man eine Geschichte schreiben muß, in der ein bestimmter Buchstabe nicht vorkommt. — Abgesehen von diesen Fehlern, die freilich den Keim seines Organismus treffen, ist das Stück mit vieler Grazie und technischem Geschick ausgearbeitet und verdient schon als Gegensatz gegen die liederlichen und willkürlichen Sudeleien, mit denen unser Theater jetzt überschüttet wird, eine sorgfältige Aufführung. Die Aufführung ist aber in allen Theatern, wo wir sie gesehen haben, vergriffen. Das Stück soll einen heitern Eindruck machen; das kann es aber nicht, wenn die Umgebungen Zolanthe's, die sich doch in funfzehn Jahren einigermaßen an das Unglück ihres Schüglings hätte gewöhnen können, fortwährend heulen, ächzen, seufzen und jammern, und wenn Zolanthe selbst sich in der feierlichen gespenstischen Weise einer Nachtwandlerin bewegt, auf deren leidenden Zügen sich ein tiefer geheimer Schmerz ausspricht. Schon das feierliche Vorwärtsschreiten mit vorgestreckten Händen ist gegen die Absicht des Dichters, und selbst gegen die Natur, denn